Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 24 (1934)

Heft: 1

Artikel: Irmengard

Autor: Balmer, Hugo

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-633524

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 1 - 24. Jahrg. Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern 6. Januar 1934

Zwei Gedichte von Bertha Hallauer.*)

Das Tor der Stille.

Durch das grosse Tor der Stille ziehen wir einst alle ein,
Dort wird nach des Tages Stürmen tiefe Abendruhe sein.
Hinter uns in seinen Angeln schliesset es sich dumpf und schwer,
Ist es einmal zugefallen, öffnet keine Hand es mehr!

Und noch keines Menschen Auge hat dahinter je geblickt,
Sind wir jenseits seiner Riegel, ist der Geist der Welt entrückt.
Durch das grosse Tor der Stille muss die laute Freude gehn,
Aber auch für alle Müden wird es tröstend offen stehn!

Das Leben.

Du nimmst mit jedem neuen Tag
Dein Leben aus des Schöpfers Händen,
Und denkst nicht, dass der nächste Schlag
Der Stunde es schon könnte enden.
Du machst für morgen Pläne schon,
Und selbst das Heute ist nicht dein;
Denn schneller als im Feld der Mohn
Kann deine Spur verwehet sein!

Das Leben ist ein köstlich Gut,
Doch ohne Dank nimmst du's entgegen,
Und hältst es kaum in deiner Hut
Auf dunklen, abgrundtiefen Wegen! —
Nur wenn ein Auge plötzlich bricht,
Erst dann wirst du es recht verspüren,
Dass es ist wie ein zitternd Licht —
Im Luftzug — und bei offnen Türen!

*) Aus dem soeben erschienenen sinnigen Gedichtbändchen „Sehnsucht nach dem Lichte". Kommissionsverlag Orell Füssli, Zürich.

Irmengard. Geschichtliche Erzählung aus dem alten Laupen von Hugo Balmer. 1

I.

Wer den wohlgepflegten großen Forst durchwandert und auf dem Bramberg seinen Westrand erreicht, überblickt dort ein weites, formenreiches Gelände. Im Süden schließt die zackige Stockhornkette mit den Freiburgerbergen, hier und dort von einem fernen weißen Gipfel überragt, den Gesichtskreis. Auf den vorgelagerten Hügeln wechseln Wald und Feld und sonnen sich Bauernhäuser inmitten ihrer Baumgärten. Ebenso ruhig, wie allen Welthändeln entrückt, erscheinen die vielen waldbesetzten Hügel gegen das Seeland hin bis zum hohen Wall des Jura. Auf einer Erhebung am Waldesrande steht das Schlachtdenkmal in der Form eines sehr standfesten Schachspielturmes. Vor ihm liegt der Bramberg mit seinen hablichen Gehöften, ein breiter, im Westen vom Laupenwald begrenzter Hügelrücken, auf dem die Berner am 21. Juni 1339 um Sein oder Nichtsein kämpften und einen glänzenden Sieg errangen über ein zahlreiches Adelsheer. Laupen, das damals eine schwere Belagerung aushielt, liegt hinter seinem Walde verborgen.

Der Weg zu seinem Schlosse ist leicht zu finden. Es steht auf einem Felsvorsprung und beherrscht einen geräumigen Talkessel, in welchem die wilde Sense sich mit der stärkern Saane vereinigt. Dem Schlosse sieht man nicht an, daß seine klotzigen Hauptteile schon seit tausend Jahren Wind und Wetter getrotzt haben. Es ist vom Burgunderkönig Rudolf II., dem Gemahl der vielgelobten Königin Bertha, erbaut worden und hat ihm und seinen Nachfolgern Schutz geboten, als die bösen Sarazenen und die Hunnen in das Land einbrachen und stundenweit im Umkreis, außer in Neuenburg und in Murten, sonst kein festes Haus zu finden war.

Zu seinen Füßen breitet sich die Häuserschar des uralten Städtchens aus. Eine Römerstraße führte bei Laupen vorbei. Reste der Brücke über die Saane sind noch vorhanden und

Nordseite von Laupen. Nach einem Stiche der Zentralbibliothek Zürich.

(Klischee aus dem N. Berner Taschenbuch 1925. Verlag K. J. Wyss' Erben Bern.)

Spuren einer römischen Niederlassung gefunden worden. Aber die Ortschaft ging ein; sogar ihr Name Ponticale geriet in Vergessenheit. In der frühgermanischen Zeit erstund sie wieder als Reisestation, da die Römerstraße als Salzweg benutzt wurde. Zum Fährmann gesellten sich Wirt, Krämer und Handwerker, denen der Verkehr ihr Auskommen brachte.

Der Bau der festen Königsburg gab der Ortschaft ein anderes Gepräge und in der Folgezeit nicht geringe Bedeutung, die noch gehoben wurde, als die Zähringer dritthalb Jahrhunderte später die paar Dutzend Häuser mit einer starken Ringmauer umfaßten. Zur Schloßherrschaft, die ein Kastellan verwaltete, gehörten die Ortschaften ringsum, auch jetzt freiburgische und der große Forst. Auf der Burg übten nach den Königen Reichsstatthalter, Grafen von Laupen und über neunzig bernische Landvögte im Laufe der Zeit ihre Regierungskunst. Die Geschichte kennt ihre Namen fast alle, gibt etlichen großes, andern geringes Lob, doch weiß sie von den meisten nicht mehr als von der namenlosen Menge, die mit ihnen von der Wiege zum Grabe gewandert ist.

Die Manen einer langen Reihe einstiger Bewohner umschweben das Schloß. Unter ihnen sieht uns die letzte Königin von Burgund mit traurigen Augen an. Die jugendliche Prinzessin Irmengard hat sich von ihren Verwandten dazu drängen lassen, dem alternden Witwer Rudolf III. ihre Hand zu schenken. Die Großen Burgunds fürchteten die Vereinigung ihres Landes mit dem Deutschen Reich; ein schwaches eigenes Königtum hätte ihrer Selbstherrlichkeit besser gedient. Neben der Königin stehn ihre glücklichere Namensschwester, die sonnige Tochter des Fährmanns, auch vielerlei andere Gestalten, deren Namen die Geschichte nicht aufgezeichnet hat. Wenn der Leser Lust hat, in einer Mußestunde der Hast unserer Tage zu entfliehen und im Geiste dem alten Laupen und seinem Schlosse einen Besuch abzustatten, so möge er die nachfolgenden Seiten lesen. Sie schildern ihm den Einzug des letzten Burgunderkönigs und seines kleinen Hofstaates zu einem längern Aufenthalt und dazu einen geringen Ausschnitt aus dem Leben und Treiben unserer Altvordern in längstvergangener Zeit.

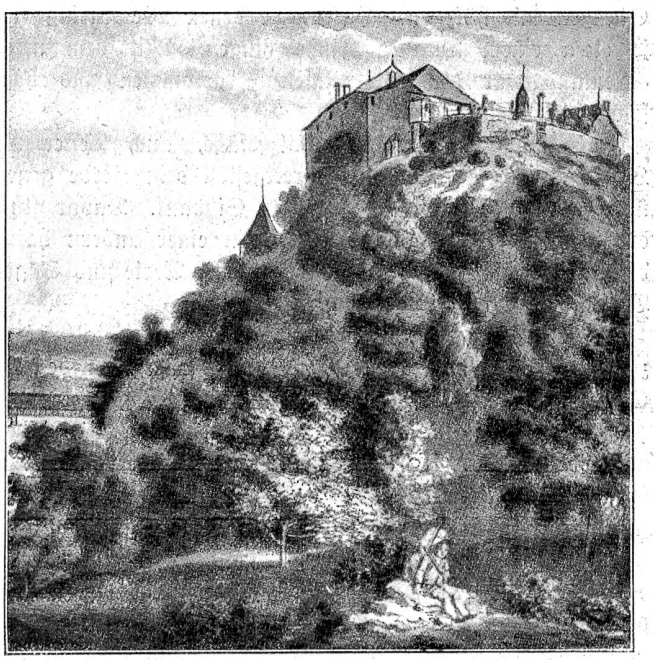
II.

Es war im ersten Viertel des elften Jahrhunderts. Man hatte einen harten Winter überstanden, Feld, Au und Wald steckten im Frühlingsgewand. Die Kirschbäume prangten in ihrem Blütenschnee; Apfel- und Birnbäume öffneten die Knospen, um sie wenn möglich zu überbieten an Schönheit und Wohlgeruch. Finken und Meisen jubilierten vor Freude über das neue, hellgrüne Kleid der Buchen. Unter dem Giebel des Fährmannshauses aber gab es eine scharfe Auseinandersetzung zwischen Spatzen und Schwalben. Jene hatten Quartier genommen hinter dem dort befestigten Pferdeschädel und sahen die nahen Reste eines vorjährigen Schwalbennestes als ihre Nebenwohnung an. Da erschienen plötzlich die fremden Flugkünstler und machten angeblich ältere Rechte geltend. Trotz dem lauten Protest der Eingebornen mauerten sie fleißig weiter an ihrem kunstvolleren Bau, kaum daß sie sich herabließen zu abschätzigen Bemerkungen über die Strohbüschel, die aus der unordentlichen Spatzenwohnung herabhingen. Die junge Miez versuchte immer wieder, ob nicht vom Dache oder vom Giebelfenster aus dem Federvolke beizukommen wäre. Ihre Mutter, die sich auf einem Gartenpfosten das Fell wärmte in der Abendsonne, schien darüber zu lächeln; sie hatte das unnütze Bemühen längst aufgegeben und das würdige Benehmen einer anständigen Hauskatze angenommen.

Der rüstige Fährmann Gribald, sein Sohn Armin und Urban, der Zimmermann, bauten in einem offenen Schuppen neben dem Hause einen neuen Weidling, der bald seinen Dienst auf der nahen Saane antreten sollte. Vom Wasser getriebene mechanische Sägen gab es damals noch nirgends. So war es denn keine leichte Aufgabe gewesen, die vielen Bretter mit Handkraft zu sägen. Doch hatten sich aus der Ortschaft immer Leute eingestellt, um zu helfen und sich das oft mangelnde Fährgeld abzuverdienen.

Zwei Kinder, Heiri und Roswitha, hatten das Vieh von der Weide heimgetrieben. Einige Ziegen und Schafe, ein Paar Ochsen, zwei Kühe und ein Kalb zu hüten, lag dem muntern Jungen ob, dem es auch sonst nicht an vielerlei Beschäftigung fehlte. Ohne Bogen und Pfeile ging er kaum vom Hause fort. Dazu kam ein kurzer Speer, den der Sechzehnjährige schon trefflich zu gebrauchen wußte. Er wollte auch ein geschickter Jäger werden wie sein großer Bruder Armin, den der Jäger Bernhard im Schlosse allen andern als Gehülfen vorzog. Konnte er einstweilen einen so starken Bogen, wie die beiden Männer ihn gebrauchten,

noch nicht spannen, so übte er sich doch fleißig im Treffen und hatte schon manchmal eine Ente, ein Rebhuhn oder einen Hasen heimgebracht. Wenn Roswitha mit ihm auszog, so sammelte sie Teekräuter für ihre Großmutter. Vor einigen Tagen aber hatten die Kinder ein erschöpftes Rehkälbchen gefunden, dessen Mutter wohl irgend ein Unglück zugestoßen war. Sie hatten es heimgebracht und mit Ziegenmilch am Leben erhalten. Nun stunden sie bei einem Verschlag im Stalle und streichelten das langbeinige, zierliche Geschöpfchen, das sich schon gar nicht mehr fürchtete vor ihnen. Sie hofften, es aufziehen und zähmen zu können. „Wie wollen wir es taufen?" fragte Roswitha. „Fleck, wegen den vielen Flecken. Es hat sogar zwei weiße neben der Nase." — „Aber Fleck ist ein grober Name, ein Kuhname. Es hat ja braune Augen wie Hildegard; da soll es Hildi heißen." — Die Mutter, welche eben mit Melkgeschirr in den Stall trat und Rat geben sollte, wies auf den Weg, der zu ihrem Hause führte, und sagte: „Seht, wer dort kommt! Könnt Hildegard selber fragen, ob es ihr recht ist." — Roswitha flog davon, ihrer und besonders ihrer Schwester Irmengard bester Freundin entgegen. Roswitha wußte wohl, daß das fröhliche Mädchen ihres Bruders Frau werden sollte. Ihre bald vierzehnjährigen Augen merkten solche Geheimnisse schon ganz gut. Hildegard, Schmied Rupolds Tochter, brachte dem Fährmann einen Bund Nägel, die ihr jüngerer Bruder Guntram geschmiedet hatte. „Sind die Köpfe groß genug, Vater Gribald? Die Ringe will Guntram später noch bringen. Er schmiedet sie erst." — „Ich danke dir. Die Nägel sind schön. Morgen werden wir sie brauchen. Wie geht es daheim? Gehorchen dir deine Mannsleute?" — „Etwa so wie du gehorchst, wenn deine Mädchen befehlen." — „Es wird schon recht sein, ich kann mir's denken." — Sie flocht der Roswitha das reiche Blondhaar und schaute über ihren Kopf weg. Ihr Mund redete mit dem Vater und ihre Augen mit Armin. Der Zimmermann zwinkerte diesem zu und konnte sich nicht enthalten, das Mädchen zu necken: „Hildegard, man sagt, dein Vater werde dich keinem zur Frau geben, weil du ihm Kohlen sparest." — „Wieso denn?" — „Wenn du das Eisen anguckest, werde es heiß genug, daß er es schmieden könne." — „Ach, Urbi, man sagt so vielerlei. Man sagt auch, du seiest erst kürzlich aufgefroren vom letzten Winter her. Hast du nicht noch jetzt Eiszapfen im Barte?" — Urban durfte nicht antworten, wie er es gerne getan hätte, weil Mutter Gertrud eben hinzukam. Vor ihr aber wagte der Zimmermann keine lockern Reden. Sie war als weise Frau weit herum begehrt und wußte Rat und Heilmittel gegen Gebresten und Krankheiten. Ihre Weisheit hatte sie von ihrer kräuterkundigen Mutter Helwig. — „Ihr könntet bald Feierabend machen und zum Essen kommen. Und dir, Hildegard, möchte meine Mutter etwas sagen." — Damit nahm Gertrud das Mädchen bei der Hand und führte es in die Kammer der Greisin. Diese saß warm eingehüllt auf einem Bärenfell, mit dem Armin ihren Lehnstuhl versehen hatte. Trotz ihres hohen Alters war ihr reiches Haar kaum angegraut. Hin und wieder versagten die Beine ihr den Dienst, aber sie ertrug die Gebresten des Alters mit Geduld. Obschon des Alltags kleine Sorgen sie nicht mehr aufregten, machten ihre reiche Lebenserfahrung und ihr heller Verstand sie zum geistigen Haupt der Familie. Ihrem Worte fügten sich alle mit Vertrauen.



Ostseite des Schlosses Laupen.
Nach dem Exemplar der Zentralbibliothek Zürich.
(Klischee aus dem N. Berner Taschenbuch 1925. Verlag K. J. Wyss' Erben Bern.)

Hildegard kniete ohne weiteres zu ihr hin und legte ihr die Arme auf den Schoß. So kauerte sie oft bei ihr, wenn die Greisin den jungen Leuten Geschichten erzählte aus längst vergangener Zeit oder von den Kämpfen gegen die bösen Sarazenen und die schrecklichen Hunnen, die sie noch selber erlebt hatte. Sie strich dem Mädchen die braunen Locken aus der Stirne und schaute ihm in die Augen; dann faßte sie seine Hände und murmelte etwas dabei. Hildegard verstund die Worte nicht, wußte aber wohl, daß es ein Segensspruch war. „Sage deinem Vater einen Gruß von mir, Hildegard, und daß nächste Woche der heilige Donarstag sei." — „Ja, Großmutter. Mein Vater hat schon gefragt, ob du wohl dabei sein könnest." — „Ich glaube, es werde gehen. Vielleicht ist es das letzte Mal." — „Ach, Mutter, es wird dir schon wieder ganz wohl werden, wenn einmal die Wärme recht kommt." — Gertrud hatte ein Schüsselchen mit heißer Milch und eingebrocktem Brot hereingebracht; denn die derbere Kost der jungen Leute war ihrer Mutter zu schwer. Hildegard erhob sich um zu gehen; sie müsse nach ihrer Habersuppe sehen, die auf dem Feuer sei. — „Komme bald wieder und mache, daß du dann länger bleiben kannst." — „Ich komme nur zu gerne. Lebet wohl!" — „Heil dir allezeit!" — So ging denn Hildegard, noch ein Stücklein Weges begleitet von Roswitha, die mit ihr viel besser plaudern konnte als mit ihren dummen Mannsleuten. Diese kamen in die Küche herein, nachdem sie ihre Pechhände in Aschenlauge gewaschen hatten.

Die Küche, darin sich die Leute im Winter gewöhnlich aufhielten, war in der Mitte des Hauses. Ueber dem Herd befand sich ein großer Rauchfang (Hutte) aus Weiden-

geflecht und Lehm, der die Funken auffing, daß sie das Strohdach nicht erreichten. Darin hing Fleisch im Rauch. Ein kleiner Backofen wärmte die eine Stube, wenn er gebraucht wurde. In doppelter Mannshöhe waren etliche Stangen mit hölzernen Haken, an denen Weidenringe mit je etwa einem Dutzend Fische hingen. Mit dem neuen Erlenlaub war der erste Nasenzug gekommen und hatte schon viele geliefert.

Kochtöpfe und allerlei Holzgefäße, auch Teller und Löffel aus Holz füllten ein Brettgestell dem Herde gegenüber. Um die eine Ecke lief eine Sitzbank. Davor stund ein Tisch auf gekreuzten Beinen. In einer andern hatten die Männer ihre Werkzeuge und Waffen, Aexte und Sägen, Bogen, Köcher und Speere.

Die kleine Tenne zwischen Küche und Stall diente zum Dreschen von Hirse, Korn und Haber, daneben als Schopf für Karren und größere Geräte.

Die Küche hatte nur einen Lehmboden, aber das Stubenwerk war unterkellert. Nur wohlhabende Leute vermochten eine so stattliche Blockhütte. Trotzdem würde jetzt niemand gerne in einem solchen Hause wohnen, sein Weg hätte ihn denn in die Wildnis geführt oder auf das Pflaster einer großen Stadt. Die Glasfenster fehlten; nicht einmal das Schloß besaß sie. Im Winter war es entweder finster oder kalt in den Stuben. Nur kleine, mit Leinwand oder geöltem Papier überspannte Ausschnitte in den Läden ließen einen Schimmer von Licht herein. Darum wurde in jenen Zeiten die Wiederkehr des Frühlings so warm begrüßt und von Dichtern besungen. Fenster mit Hornscheibchen oder teurem Glase zierten zuerst die Kirchen. (Fortsetzung folgt.)

Der Leithund.

Von C. Hepner.

Es war im Winter 1910. Dr. Winfried hatte seit kurzem mit seinem Assistenten das Hospital im Hafen von St. Anthony, an der Westküste von Neufundland, verlassen, um den jungen Arzt mit dem Innern des Landes bekannt zu machen.

Meilen und Meilen eintöniger Schnee-Einsamkeit, in der selbst die Wälder versinken. In weiten Abständen kleine Niederlassungen, die der Arzt im Notfall aufzusuchen hat. Beförderungsmittel einzig und allein der kleine einsitzige Eskimo-Schlitten mit zehn bis zwölf davorgespannten Hunden.

Sie hatten in der Blockhütte, die sich vornehm Klubhaus der Niederlassung nannte, Rast gemacht und waren gerade dabei, ihren Hunden eine besondere Mahlzeit für die morgige Rückreise zu geben.

Das ist nun durchaus keine so glimpfliche Sache. Den Löwenanteil beansprucht zunächst der Leithund, der immer ein hervorragend starkes, kluges Tier ist. Eifersüchtig wacht jeder andere Hund darauf, daß auch er einen gehörigen Anteil bekommt; im Nu ist dem andern ein Fetzen entrissen, und schon gehen sie wütend aufeinander los.

So kam es, daß sie das Herannahen eines neuen Schlittenzuges erst merkten, als er schon nahe war, und die fremden Hunde, angezogen vom Duft der Fütterung, in verrücktem Galopp dahersausten. Mit beiden Händen hielt der Mann im Schlitten sich krampfhaft fest, zappelte aber bereits im nächsten Augenblick im Schnee, während alle Hunde ein jappendes, heulendes, sich windendes Knäuel bildeten. Man konnte nichts tun, als lachend zuschauen, denn nichts geht diesen Hunden noch über eine gute Mahlzeit, als eine gehörige Rauferei.

Als der Bursche seine Gliedmassen aus dem Schnee herausgeklaubt und die Hunde sich beruhigt hatten, konnte man endlich seine Botschaft hören:

„Sie sollen nach Island Harbor kommen, Doktor, da ist alles krank, und sie wissen nicht, was sie machen sollen."

„Hm, wie lange hast du bis hierher gebraucht?"

„Nur zwei Tage, Doktor."

„Was? Zwei Tage? Das ist lange; du bist wohl immer an der Küste entlang gefahren?"

„Wie sonst? Noch keiner von uns ist quer durchs Land gefahren, da ist keine Spur von einem Wegzeichen; einfach ausgeschlossen."

Der Arzt überlegte: bis nach Island Harbor waren's höchstens fünfzig bis siebzig Meilen; fuhr man quer durchs Land, konnte man's in der Hälfte der Zeit machen. Aber da lag eben der Haken. Quer durch, das bedeutete, wenn man die Richtung verlor, eine verzweifelte Fahrt durch unwegsame Wälder mit uralten, umgestürzten Baumriesen, mit zahllosen Gruben, die der Schnee trügerisch verhüllte, und in die man rettungslos versank.

Eine scheußliche Geschichte! Aber das Wagnis reizte sehr.

Natürlich sprach man am Abend im Klub, als die Pfeifen in Brand waren, von nichts anderem. Die einen waren dafür, die andern dagegen, wie das immer so ist.

Da hörte man draußen Schnee abklopfen und Füße scharren, und herein trat eine vermummte Gestalt, die sich nach und nach als Harry, der Pelzjäger, entpuppte, ein Sportsmann, der hier in der Gegend so gut wie zu Hause war.

„Harry", riefen die Klubleute, „du kommst wie gerufen, hier der Doktor will morgen quer durch nach Island Harbor. Was sagst du dazu?"

Seine kühnen stahlblauen Augen musterten den Arzt einen Augenblick, dann sagte er kurz:

„Ich werde Sie ein Stück auf den Weg bringen."

Es war ein etwas bedenklicher Umstand, daß der Doktor diesmal nicht mit seinem alteingefahrenen Hundezug gekommen war. Nur Lux hatte er mit, den Leithund, und auf den konnte er sich verlassen. Es war ein gelbbrauner, ungemein kräftiger, noch junger „Neufundländer", den er selbst aufgezogen hatte und mit dem er nun den zweiten Winter fuhr. Seinen ganz ungewöhnlichen Pfadfindersinn hatte er schon oft bewiesen. So einmal bei einer Fahrt über den gefrorenen großen See, bei entsetzlichem Schneesturm, wo er den Doktor genau zur Niederlassung brachte, die das Ziel war.

Den Weg, der am nächsten Morgen angetreten werden sollte, hatte Lux mit einem andern Schlittenzug schon einmal gemacht, allerdings zu einer andern Jahreszeit, und es war die Frage, ob man auf sein Gedächtnis zählen durfte.

Den Abend über wurde noch heftig geredet und beraten. Der Doktor zeichnete den Weg, den sie zu nehmen hatten, auf ein Stück Papier, zog alle Wälder, Seen, Sümpfe und sonstige Hindernisse und Kennzeichen in Betracht und Harry tat seine Erfahrungen hinzu. Eine spaßige Landkarte brachten sie so zustande. Schließlich gaben die Klubleute ihren Segen und alles ging zur Ruhe.

Der Himmel war bewölkt und es war kalt und dunkel, als Dr. Winfried in der Morgenfrühe die Hunde rief. Sie waren gut gezogen; obgleich sie Gott weiß wo übernachtet hatten, in irgend einem Schuppen, auf einer Hausschwelle, oder einfach im Schnee eingebuddelt, kamen sie sofort auf den Ruf und rieben ihre Nasen an den Händen.

Der Arzt und sein Assistent hatten jeder einen eigenen Hundezug und Schlitten, in den sie auch die medizinischen